

Zukunftsfragen an Laura de Weck

Wie sieht Ihr Job in zehn Jahren aus?

Die Theater werden noch mehr als heute um ihre Legitimierung kämpfen müssen. Viele Theater werden geschlossen werden, danach Renaissance! Neue Formen! Boom! Theater als Fest des Unmittelbaren im Digital-Überdruss!

Welches Problem werden wir in zehn Jahren gelöst haben?

In Europa werden homosexuelle und heterosexuelle Ehen komplett gleichgestellt sein. Frau und Mann werden fast gleichberechtigt sein, und auch in der Schweiz gibt es dann endlich einen Elternurlaub.

Auf welche Erfindung in der Zukunft freuen Sie sich am meisten? Siegfried über den Krebs. Schmerzlindeung. Pille gegen Gewalt?

Was sollen Ihre Kinder lernen, um für die Zukunft gerüstet zu sein? Sprachen, Selbstvertrauen, Lust an der Kommunikation, Lust an der Neugierde.

Was wird die grösste Herausforderung der nächsten Generation? Wege zu finden, die Ungleichheit von Arm und Reich zu verkleinern, sonst explodiert diese Gesellschaft.



Die Schweizer Autorin
Laura de Weck. HO

«Ich freue mich auf die Pille gegen Gewalt.»

Wenn Sie eine Zeitreise unternehmen könnten, wohin sollte es gehen?

Ich würde gern das Jahr 2116 besuchen, einfach um zu gucken, wo es offene Grenzen gibt - und wo nicht. Die jetzige Wir-zuerst-Phase wird noch länger andauern, aber danach wird es wieder eine grosse Öffnung geben.

Werden Sie in 10 Jahren noch ein Handy haben oder stattdessen ein

anderes Gerät zur Kommunikation nutzen?

Ja, ich habe dann immer noch lieber ein Handy in der Tasche als eine Smart-Brille auf dem Kopf. Brillen stehen mir einfach nicht.

Wie alt möchten Sie werden? Sehr gesund sehr alt.

Wann werden Menschen unsterblich werden? Ich habe just heute in der Zeitung gelesen, dass so oder so ein Supervulkan uns alle irgendwann auslöschen wird.

Wann werden Computer intelligenter sein als wir Menschen? Und wird das unsere Probleme lösen oder erst recht zum Problem werden? Ist es nicht schon so weit?

Wenn Sie jetzt 18 Jahre alt wären, würden Sie noch Autofahren lernen?

Klar, ich will ja nach dem Ausgang nicht von einem jungen, betrunkenen Computer nach Hause gefahren werden.

Die «Schweiz am Sonntag» will in dieser Rubrik von spannenden Persönlichkeiten wissen, was sie von der Zukunft erwarten.

Fortsetzung von Seite 11

ihre Besitzer Exhibitionisten sind oder weil sie es mit dem neuen Trend zur Transparenz sehr ernst nehmen. In den meisten Fällen hat aber wohl der Käufer die Kamera falsch eingerichtet.

«Mich überrascht das gar nicht», sagt der IT-Sicherheitsexperte Marc Ruff. Es sei bekannt, dass die Nutzer mit der Sicherheit im Netz sehr schlampig umgehen. «Das ist bei internetfähigen Kameras nicht anders als bei Computern und Smartphones.»

An Ironie lässt sich das kaum überbieten: Aus einem Bedürfnis nach Sicherheit installieren Menschen in ihren Häusern Kameras und schaffen Unsicherheit. Denn auf die Live-Bilder können natürlich auch potenzielle Einbrecher zugreifen und zu schlagen, wenn niemand zu Hause ist.

Sicherheitskameras boomen

Das Bedürfnis nach Sicherheit scheint gross zu sein. Private Sicherheitskameras erleben derzeit einen regelrechten Boom. Der Schweizer Online-Verkaufshändler Brack, zu dem auch der Grossverteiler Altron gehört, hat 2015 über 40 Prozent mehr solcher Kameras verkauft als im Vorjahr. Und die Verkäufe nehmen weiter zu. «2016 werden wir wohl die Abnahmemenge des gesamten Jahres 2015 bereits im September überschreiten», sagt eine Sprecherin zur «Schweiz am Sonntag».

Ähnlich sieht es bei anderen Elektronik-Händlern aus: Interdiscount hat in den vergangenen Monaten sogar dreimal so viele Überwachungskameras verkauft wie im Vorjahr. Digitec berichtet von «einer steigenden Nachfrage», und bei Microspot liegt der Absatz «über den Erwartungen».

Auf dem Portal Insecam sind längst nicht alle offenen Kameras der Schweiz verzeichnet. Wer selber im Netz sucht, findet noch mehr. Zum Beispiel mithilfe von Shodan, einer Suchmaschine fürs Internet der Dinge. Damit lässt sich nach Geräten suchen, die ans Internet angeschlossen sind, also auch nach Kameras. Man kann so nicht nur den Standort einer Kamera ausfindig machen, sondern auch auf unsichere zugreifen. In manchen Fällen kann der Voyeur die Kamera bewegen, sie von links nach rechts durch den Raum schweifen lassen und zoomen.

Shodan-Entwickler John Matherly will mit seiner Suchmaschine auf Sicherheitslücken im Netz aufmerksam machen und dazu beitragen, sie zu



Webcams ermöglichen Voyeuren den Blick ins eigene Haus. HO

schliessen. Kritiker behaupten jedoch, dass der Dienst vor allem Kriminellen hilft, einfach in ungesicherte Systeme einzudringen. Shodan ist zwar nicht so einfach zu bedienen wie Google, Hackerkenntnisse braucht man dazu aber keine. Solange man sich bloss als Voyeur in die offenen Kamera-Streams einklinkt, ist auch nichts Illegales dabei. Man bricht ja in kein Computersystem ein.

«Das Anschauen frei zugänglicher Kamera-Aufnahmen lässt sich kaum verhindern», sagt Francis Meier, Mitarbeiter des Schweizer Datenschutzbeauftragten. Wer solche Aufnahmen aber ohne Einwilligung der abgebildeten Personen weiterverbreitet oder gar veröffentlichte, riskiert eine Klage wegen Persönlichkeitsverletzung.

Doch können solche Kameras wirklich zum Schutz der Kunden beitragen? Die Polizei findet private Sicherheitskameras nützlich, sofern sie korrekt installiert sind. «Man darf aber andere Sicherheitsmassnahmen nicht vernachlässigen, und es muss einem bewusst sein, dass man damit nicht automatisch einen Einbruch verhindern kann», sagt Barbara Breitschmid von der Kantonspolizei Aargau.

Auch der Sicherheitsexperte Ruff rät nicht grundsätzlich von solchen Kameras ab, sofern sie sauber installiert und mit einem genug starken Passwort geschützt sind. Er macht aber auch geltend, dass theoretisch jedes Computersystem gehackt werden kann, auch Sicherheitskameras. Zudem könne man nie sagen, ob der Hersteller versteckte Hintertüren eingebaut hat und so auf die Kamera zugreifen kann. «Bei vielen Produkten würde mich das ganz und gar nicht überraschen», sagt Ruff. Wen es bei diesem Gedanken schaudert, sollte vielleicht besser keine Sicherheitskamera installieren.

Einer, der schon lange mit Überwachungskameras herumexperimentiert, ist Kurt Caviezel. Allerdings nicht mit eigenen, sondern mit fremden. Seit 16 Jahren sammelt der Schweizer Netzkünstler Aufnahmen von Internetkameras. Die ersten Fotos stammen von öffentlich zugänglichen Kameras auf Aussichtspunkten oder an Strassenknoten zwecks Stauinformationen. Später kamen dann immer mehr Webcams von Privaten hinzu. «Heute stellen die Leute geradezu inflationär Kameras auf», sagt Caviezel, der für die «Schweiz am Sonntag» die Bilder für diesen Artikel zusammengestellt hat.

Auf seinem Computer hat er eine Kollektion von 30 000 bis 40 000 Links zu öffentlich zugänglichen Kameras. Sie befinden sich überall: in Badezimmern, unter Sofas, in Terrarien, neben Vogelnestern und in Kühlschränken. Von Kamera zu Kamera bereist der Fotograf die Welt und blickt durchs Netz in die Privatsphäre fremder Menschen.

Stüchtig nach Voyeurismus

«Mich reizt an den Bildern, dass sie monströs authentisch und völlig unbestechlich sind. Sie zeigen, was der Fall ist. Niemand verstellt sich darauf», sagt Caviezel. Aus den Bildern konzipiert er Serien und stellt sie in Museen aus. Derzeit zum Beispiel in New York am International Center of Photography und in Genf im Centre de la Photographie. Da er auch Fotos von Personen ausstellt, die gut erkennbar sind, befindet er sich in einer rechtlichen Grauzone. Doch die Kunst dürfe vieles, ist Caviezel überzeugt. Bisher habe er noch nie Probleme bekommen. «Ich warte aber auf das Moment, bis jemand eine meiner Ausstellungen besucht und sich auf einem Bild erkennt.» Er ist gespannt, was dann passieren wird.

Das Klicken von einer Kamera zur nächsten habe ein gewisses Suchtpotenzial, sagt der Künstler. Man kann das durchaus nachvollziehen, wenn man sich einmal selbst in die Kameras einklinkt. Die Unmittelbarkeit hat etwas Faszinierendes. Bevor man eine Kamera anklickt, weiss man nie, was sich dahinter verbirgt. Und so zapft man sich durch Überwachungskameras wie durch TV-Sender. Man sitzt am Mittagstisch bei einer Familie in Delhi, blickt in eine Messie-Wohnung in New York, sieht in ein Storchennest auf einem Dach in Dresden - und gesellt sich dann ins Schlafzimmer eines Mannes in der Schweiz, der nackt am Tablet liest und sich auf dem Hintern kratzt.

Ich sterbe, wann ich will!

War der Tod früher ein grosses Mysterium, ist er heute ein planbarer Termin. Doch wie viel Kontrolle verträgt das Leben?

VON ANNA MILLER

Es kam durch die Kinder. Sie fragten Nina Blatter plötzlich diese Dinge. Warum ein Mensch stirbt, warum er leidet, warum er krank wird. Frau Blatter fragte sich, wie sie einem fünfjährigen Buben erklären soll, was der Tod ist, wie er sich anfühlt. Wie es ist, wenn der Krebs einen von innen langsam zerfrisst. Sie hatte keine Antwort, auch für sich selbst nicht. Bis Exit kam. Jetzt ist sie das 100 000ste Mitglied der Schweizer Sterbehilfeorganisation, 45 Jahre alt, kerngesund. Sie will ihr Sterben jetzt schon regeln.

Wenn man Nina Blatter fragt, warum sie bei Exit ist, sagt sie: wegen der Kontrolle. «Ich möchte die Macht über meinen Körper, meine Seele, mein Leben nicht abgeben.» Sie wollte sich nicht Leuten im weissen Kittel ausliefern, damit sie ein paar Wochen mehr zu leben hat, in einem Krankenhausbett, weit weg von daheim. Was Nina Blatter fühlt, fühlen viele Menschen in der Schweiz. Kontrolle und Selbstbestimmung bis zum Tod werden den Schweizern immer wichtiger. «Die Babyboomer-Generation beginnt als erste, sich verstärkt Gedanken zum individuellen Sterben zu machen», sagt Pasqualina Perrig-Chiello, Professorin am Institut für Psychologie der Universität Bern, die zu Generationenfragen und Alter forscht. Diese Generation habe gesellschaftliche Zwänge hinter sich gelassen. Nun wolle sie auch über ihren Tod selbst be-

stimmen. Das sehe man nicht nur an den steigenden Mitgliederzahlen von Exit, die sich innerhalb von acht Jahren verdoppelt haben. Sondern auch an den immer detaillierteren Patientenverfügungen und Anweisungen, wie der Krankheitsverlauf gestaltet werden soll.

Oft ist der Tod schon geplant

Der Tod ist seit ein paar Jahrzehnten kein Schicksal mehr, sondern ein immer planbareres Ereignis. «In über 70 Prozent der Todesfälle in der Schweiz tritt der Tod nicht plötzlich ein, sondern ist geplant», sagt Markus Zimmermann, Professor für Theologische Ethik an der Universität Freiburg und Vizepräsident der Nationalen Ethikkommission. Bis in die Achtzigerjahre war die vorherrschende Idee der Medizin, den Tod mit allen Mitteln zu verhindern. «Heute ist die Medizin mit neuen Erwartungen des Patienten konfrontiert», sagt Zimmermann. Der Arzt hat nicht mehr die Entscheidungshoheit, sondern ist vielmehr ein Assistent des Patienten, wenn es um die Realisation der eigenen Sterbewünsche geht. Im Klartext: Der Arzt soll helfen, so zu sterben, wie und wann man will.

Auf der einen Seite träumt die Menschheit davon, ewig leben zu können. Auf der anderen Seite holt uns die Realität ein: Alte Menschen sind nicht immer gesunde Menschen. Die Chance, mit über 80 Jahren an Alzheimer zu erkranken, liegt derzeit bei 20 Prozent. Der Mensch fragt sich in



Der Wunsch nach Selbstbestimmung geht so weit, dass viele Menschen auch den Zeitpunkt ihres Todes bestimmen wollen.

Illustration: Katinka Reinke

Anbetracht seines längeren Lebens: Was will ich dafür in Kauf nehmen? Will ich alle Möglichkeiten der Medizin ausreizen? Oder mache ich meinem Leben ein Ende, bevor es hässlich wird und ich anderen zur Last falle?

Auch deshalb werde der Markt für unterschiedliche Sterbe-Modelle in den kommenden Jahren wachsen, ist Perrig-Chiello überzeugt. «Ein konsumentenfreundliches Sterben ist Realität.» Das sehe man an den Angeboten zu Sarg-Design, Beerdigungszereemonien und Urnenbeisetzungen. Sterbehilfeorganisationen wie Exit sind genau des-

«Die meisten Menschen hängen an ihrem Leben», sagt Frei. Es sei ein Unterschied, sich bei Exit anzumelden oder dann wirklich den Schritt zu wagen, damit aus dem Leben zu scheiden.

Auch eine religiöse Frage

Wie wir in Zukunft sterben werden, wird auch die Justiz beschäftigen. Der Zürcher Strafrechtsprofessor Christian Schwarzenegger sagt, die gesetzlichen Regelungen werden sich den Bedürfnissen der Menschen anpassen. Sprich: Die Selbstbestimmung wird Einzug halten in die Gesetzbücher. Der Wunsch der Menschen nach Selbstbestimmung zeige sich in Europa schon jetzt an der zunehmenden Anzahl Vorstösse und Gesetzesänderungen zum Thema Sterbehilfe. Dass der Staat das einfach mitzieht, ist jedoch trotzdem nicht gewährleistet. «Nach moderner Auffassung hat der Mensch die Freiheit, selbst zu entscheiden, wann er sein Leben beenden will», sagt der Experte. «Einen Anspruch, dass der Staat ihm aktiv dabei hilft, hat er aber nicht.» Die Diskussion um das Recht auf Leben und Sterben ist auch eine moralische, eine ethische, eine religiöse. Wem gehört ein Leben? Wer darf es beenden? Viele Menschen haben darauf - gerade heute, wo die institutionalisierte Religion in einer Krise steckt - viele Fragen und wenig Antworten. Die Kirche positioniert sich klar: «Wir entscheiden nicht frei, ob und wann wir auf die Welt kommen, und wir sollten auch nicht selbst entscheiden, wann wir wieder gehen. Das Leben liegt nicht

in unserer Verfügung, sondern ist immer ein Geschenk», sagt Simon Spengler, Mediensprecher der katholischen Kirche des Kantons Zürich. Die Kirchen leisteten Hilfe beim Sterben, aber nicht Sterbehilfe. Dafür unterstütze die Kirche massgeblich die Entwicklung und den Ausbau der Palliativmedizin. Menschenwürdiges Sterben sei für die Gesellschaft eine grosse Herausforderung. Vermehrte Angebote in den Bereichen «Spiritual Care» und «Palliative Care» kommen vielen entgegen: Denn «Menschen haben ein Bedürfnis nach Transzendenz», sagt die Psychologin Perrig-Chiello. «Sie stellen sich die Sinnfrage fast automatisch, sie gehört zum Menschsein dazu.»

Die Angebote allein reichen aber nicht, man wird mehr darüber sprechen müssen. Denn das Individuum wird zum Entscheidungsträger - mit allen Pflichten. Er wird sich in Zukunft immer weniger darauf verlassen können, dass jemand Drittes die Entscheidungen für ihn trifft, sagt Roland Kunz, Chefarzt Geriatrie und Palliative Care am Spital Affoltern. Das heisst: Sich rechtzeitig Gedanken über die Art des Sterbens zu machen, wird Pflicht. Es sei positiv zu werten, dass der Patient mehr Entscheidungsfreiheit habe, sagt Kunz.

Überbetonung der Autonomie
Doch viele Menschen seien mit solchen Entscheidungen auch einfach überfordert. Dieser Trend der «Überbetonung der Autonomie» habe seine Schattenseiten. Viele würden sich derart an die

Idee des idealen Todes nach ihren Vorstellungen klammern, dass sie anfangen, darunter zu leiden. «Manchmal ist es für die Patienten sehr schmerzhaft, von ihrer Grundidee abweichen zu müssen, weil das echte Leben ihnen einen Strich durch die Rechnung macht», sagt Kunz. Der Tod bleibe eben unberechenbar, genau wie das Leben. «Es lässt sich nicht alles planen und kontrollieren», das sei Teil des Menschseins.

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) hält in einem Positionspapier zum Thema Sterben fest, dass es nicht zu den Aufgaben der christlichen Seelsorge gehöre, Entscheidungen zum eigenen Lebensende «ethisch zu beurteilen, zu kritisieren oder zu legitimieren». Aber der SEK hält ebenfalls klar fest: Sterbenden

«Ich will nicht, dass meine Kinder sehen, wie ich langsam zerfalle.»

NINA BLATTER, EXIT-MITGLIED

muss Würde gegeben werden, Rechtsschutz. Und sie dürfen unter keinen Umständen gesellschaftlich instrumentalisiert werden.

Letztlich sei es eine Gewissensentscheidung, die jeder Mensch selbst füllen müsse, sagt Spengler. Es sei nicht die Lösung, jemanden dafür zu verurteilen, wenn er sich für Exit oder andere Wege entscheide. «Aber die Kirche muss immer für das Leben

einstehen. Wenn Sterbehilfe gar zum Geschäftsmodell wird, ist das pervers.»

Der Mediziner Kunz sagt, die neue Entscheidungsfreiheit könne Druck auf die Betroffenen ausüben. Man dürfe alten Menschen nicht das Gefühl geben, sie müssten frühzeitig aus dem Leben scheiden, weil sie die Gesellschaft belasteten. «Viele alte Menschen haben Angst vor dem Pflegeheim, vor der Abhängigkeit und den Kosten für die Gesellschaft.» Werde die Selbstbestimmung zum obersten Ziel erklärt, werde Abhängigkeit im Gegensatz zu einem Stigma. Ob jemand aus dem Leben scheide, hänge am Ende mit der Frage nach seinem Lebenssinn zusammen, meint auch Zimmermann. «Wir müssen dieser Altersspanne neue Aufgaben und einen neuen Sinn geben.» Es gebe zwei grosse Zukunftsszenarien, wie Menschen auf den drohenden Tod reagieren: Mit totaler Kontrolle. Oder der Akzeptanz seiner Schicksalhaftigkeit.

Nina Blatter sagt, sie habe Angst vor dem Tod. Angst vor den langen Therapien, der künstlichen Ernährung, den Schmerzen. «Ich will nicht, dass meine Kinder zusehen müssen, wie ich langsam zerfalle. Ich möchte, dass sie mich strahlend in Erinnerung behalten, voller Energie.» Die Idee, dass ein Mensch leiden soll, dass das zum Leben nun mal dazugehört, die kann sie nicht verstehen. «Ich weiss von meinen zwei Gebrütern her, wie sich Schmerz anfühlt. Aber dieser Schmerz hatte einen Sinn, er hat Leben geboren. Schmerzhaft sterben, das muss ich nicht.»

«Wenn Sterbehilfe zum Geschäftsmodell wird, ist das pervers.»

SIMON SPENGLER, KATHOLISCHE KIRCHE ZÜRICH

halb so erfolgreich: Weil sie ihren Mitgliedern das Gefühl geben, bis zuletzt alles in der Hand zu haben. «Wir sind da, wenn alle Stricke reissen», sagt Saskia Frei, Anwältin und Präsidentin von Exit. Noch immer würden fast 99 Prozent der Leute in der Schweiz jedoch faktisch nicht mit Exit sterben. Rund 30 Prozent der Sterbefälle betreffen ärztliche Entscheidungen wie eine nicht mehr durchgeführte Behandlung einer Lungenentzündung. Das Unterlassen einer Behandlung ist neben der aktiven Herbeiführung des Todes die wichtigste passive Intervention gegen die Verlängerung des Lebens. Eine Antwort für die Massen werden Sterbehilfeorganisationen deshalb wohl nie sein.